

## Coronaviruspandemie

# Wie relevant sind Depressionen, Angst und Langzeitfolgen?

**Studien aus Deutschland liefern neue Daten zu psychischen Folgen der Coronaviruspandemie. So entwickelte ein Viertel der am schwersten betroffenen COVID-19-Patienten nach der Genesung eine posttraumatische Belastungsstörung. Auch eine anhaltende Luftnot trotz ausreichender Lungenfunktion hat psychische Wurzeln.**

In einer Studie der Universität Duisburg wurden die anonymisierten Daten von rund 30 000 Personen in der Allgemeinbevölkerung für den Zeitraum von April 2020 bis März 2021 ausgewertet. Angst- und Depressionssymptome waren in der Allgemeinbevölkerung zwar deutlich häufiger als vor der Coronaviruspandemie, aber nicht so ausgeprägt, dass sie die diagnostischen Kriterien einer psychischen Erkrankung erfüllten. Zu den psychisch besonders belasteten Bevölkerungsgruppen zählten Frauen, jüngere Menschen und Personen mit psychischen Vorerkrankungen wie Depression, Angst- oder Persönlichkeitsstörungen. Es zeigten sich aber auch entlastende Faktoren: «Wenn Menschen sich über die Pandemie und das Coronavirus informiert fühlen und das Vertrauen in politische und gesellschaftliche Massnahmen hoch ist, liegt eine niedrigere psychische Belastung vor», so Studienleiter Prof. Martin Teufel, Direktor der Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, LVR-Klinikum Essen.

### Coronaskeptiker stärker betroffen

Deutlich häufiger waren depressive Symptome und generalisierte Angst bei sogenannten Coronaskeptikern und Coronaleugnern. Insgesamt 434 von ihnen wurden über einschlägige Internetforen kontaktiert. Die Angst vor einer Coronavirusinfektion bewegte sich in dieser Gruppe auf demselben Niveau wie in der Allgemeinbevölkerung. Hygienemassnahmen wurden gleichwohl vermehrt abgelehnt. Diesen Widerspruch erklärte Studienleiter Teufel mit Verdrängungsmechanismen. Bei Coronaskeptikern sei das Verdrängen besonders stark ausgeprägt, weil andere Bewältigungsstrategien wie das Aufnehmen und Verarbeiten valider Informationen negiert würden.

### Posttraumatische Belastungsstörung

Jeder vierte schwer Erkrankte, der auf einer Intensivstation behandelt werden musste, entwickelte nach der körperlichen Genesung eine posttraumatische

Belastungsstörung, die sich im Mittel ab dem 100. Tag nach der erfolgreichen stationären Behandlung manifestierte. Das massiv bedrohliche Erlebnis, keine Luft mehr zu bekommen, löst bei diesen Patienten im Nachgang sogenannte Intrusionen aus. Diese äusserten sich wie ein Flashback, mit einem plötzlich einschliessenden massiven Gefühl der Hilflosigkeit, des Ausgeliefertseins und des Erlebens von Kontrollverlust.

### Langzeitfolgen

In einer Nachsorgestudie wurden mehr als 300 Personen nach unterschiedlich schwer ausgeprägten COVID-19-Verläufen untersucht. Die Patienten berichteten über unspezifische Symptome wie Schwindel, Kopfweg, Müdigkeit oder Schwächeempfinden, aber nur bei weniger als 10 Prozent der Betroffenen konnten medizinisch fassbare Befunde erhoben werden. Dabei handelte es sich in den meisten Fällen um bisher unentdeckte Erkrankungen, die unabhängig von COVID-19 bestanden und nur sehr selten mit der Virusinfektion zu tun hatten.

Auch bei Patienten, die typischerweise nach einer mittelschweren Coronavirusinfektion anhaltend unter Luftnot leiden, waren in dieser Studie keine organischen Langzeitschäden der Virusinfektion feststellbar, und die gemessene Lungenfunktion war eigentlich ausreichend. «Die Betroffenen leiden unter Ängsten, die Erkrankung nicht mehr loszuwerden, und atmen deshalb zu viel. Sie befinden sich in einer Art Hyperventilationszustand, der auf die noch nicht wiedergefundene Sicherheit zurückzuführen ist», so Teufel. Zur Therapie von vermeintlichen Long-COVID-Symptomen empfiehlt er deshalb als erste Massnahme die Edukation, um Ängste auf ein rationales Mass zurückzuführen: «Die Patienten müssen wissen: COVID-19 macht in der Mehrzahl der Fälle nicht körperlich dauerkrank. Das Wahrscheinliche nach einer Infektion ist die vollständige somatische Genesung.» **RBO ▲**

Onlinepressekonferenz anlässlich des Deutschen Kongresses für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, 16. Juni 2021.



## Onkologie

# Kein Vorteil durch höhere Strahlendosis nach Prostatektomie

Prostatakrebs ist gemäss Statistik der Krebsliga Schweiz mit einer Inzidenz von etwa 6400 Neuerkrankungen pro Jahr, also fast einem Drittel aller Krebserkrankungen, mit Abstand die häufigste Krebsart bei Männern. In Bezug auf die Todesfälle rangiert Prostatakrebs aber nur an zweiter Stelle mit gut 14 Prozent aller Krebstoten. Grund dafür sind die relativ guten Heilungschancen bei rechtzeitig gestellter Diagnose.

Bei Erreichen eines bestimmten Tumorstadiums ist die radikale Prostatektomie eine Behandlungsoption mit guten Heilungschancen. Bei Hinweisen auf eine erneute Tumoraktivität erfolgt meist eine Bestrahlung in der ehemaligen Prostataregion (salvage radiotherapy). In der Studie mit 350 Patienten wurde die Wirkung einer höheren Strahlendosis (70 Gy) im Vergleich mit der üblichen Bestrahlung (64 Gy) untersucht, weil ältere, retrospektive und unkontrollierte Studien einen möglichen Vorteil der höheren Strahlendosis suggerierten.

Doch dieser Vorteil existiert nicht: «Diese Annahme wurde mit der SAKK-09/10-Studie klar widerlegt. Zwei zentrale Ergebnisse liegen nun vor: Erstens bringt eine erhöhte Strahlendosis keinen Vorteil bezüglich einer erneuten Tumoraktivität innert 5 Jahren. Zweitens gibt es nach einer intensiveren Bestrahlung mehr Nebenwirkungen im Darmbereich», fasste Prof. Dr. med. Daniel Aebersold, Inselspital Bern, die wesentlichen Erkenntnisse der neuen Studie zusammen. Mit der konventionellen Dosis müssen die Patienten nur an 32 statt an 35 Tagen bestrahlt werden, und die Häufigkeit von Darmbeschwerden sinkt um die Hälfte (22% vs. 11%).

RBO ▲

Medienmitteilung der Inselgruppe AG vom 22. Juni 2021 und Ghadjar P et al.: Dose-intensified Versus Conventional-dose Salvage Radiotherapy for Biochemically Recurrent Prostate Cancer After Prostatectomy: The SAKK 09/10 Randomized Phase 3 Trial (published online ahead of print, 2021 Jun 14). Eur Urol. 2021;S0302-2838(21)01802-9.

## Prävention

# Zigarettenverkaufsverbot hilft nicht

Wer keine Zigaretten kaufen kann, fängt nicht an zu rauchen, so die Überlegung hinter den Verboten zum Verkauf von Zigaretten an Jugendliche. Eine neue Basler Studie für die Schweiz zeigt jedoch: Die Abgabeverbote machen das Rauchen zwar nicht attraktiver, halten aber auch nicht wesentlich vom Rauchen ab.

Seit 2006 haben bis auf Appenzell Innerrhoden und Schwyz alle Kantone Abgabeverbote für Zigaretten an Jugendliche eingeführt. Die unterschiedlichen Einführungszeitpunkte nutzten die Studienautoren für Vorher-nachher-Vergleiche. Generelle nationale Trends rechneten sie statistisch heraus, zum Beispiel den Preisanstieg für Zigaretten.

Zwischen 2001 und 2016 wurden schweizweit über 80000 Jugendliche unter 21 Jahren zu ihrem Zigarettenkonsum und ihren Einstellungen zum Rauchen befragt. Es zeigte

sich, dass das Abgabeverbot höchstens zu einer kleinen Reduktion des Tabakkonsums geführt hat. Für junge Erwachsene, die als Jugendliche aufgrund eines geltenden Abgabeverbots keine Zigaretten kaufen konnten, finden die Autoren längerfristig keine geringere Rauchneigung. «Man sollte sich daher bewusst sein, dass Abgabeverbote – zumindest wenn sie nicht mit polizeistaatlichen Massnahmen umgesetzt werden – kaum zu einer grossen Verringerung der Rauchprävalenz beitragen», so der Ökonom Prof. Alois Stutzer, Universität Basel, einer der Studienautoren. Anders seien die Erfahrungen beim Alkohol: Dort zeigten die Abgabeverbote an Jugendliche Wirkung.

RBO ▲

Medienmitteilung der Universität Basel vom 5. Juli 2021 und Meier AN et al.: Tobacco sales prohibition and teen smoking. Journal of Economic Behavior & Organization. 2021;188:998-1014.

# Rückspiegel

## Vor 10 Jahren

### Supernasen

Hunde nehmen mit grosser Treffsicherheit lungenkrebspezifische Gerüche im Atem wahr. In einer kontrollierten Studie an der Universität Tübingen identifizieren speziell trainierte Hunde 71 von 100 Atemproben von Lungenkrebspatienten korrekt (Sensitivität 71%). Aus 400 Atemproben von Menschen ohne Lungenkrebs klassifizieren die Vierbeiner 372 als negativ (Spezifität 93%). Ziel der Studie ist weniger das Ausbilden von Hunden zu Screeningzwecken, sondern eine Antwort auf die Frage, ob lungenkrebspezifische Moleküle im Atem prinzipiell nachweisbar sind.

## Vor 50 Jahren

### Aus dem Takt

Mit der zunehmenden Verbreitung von Herzschrittmachern häufen sich die Fälle, in denen elektromagnetische Wellen das noch neue kardiologische Hilfsmittel aus dem Takt bringen. So berichtet man in einem Fallbericht der Zeitschrift «JAMA», dass ein Herzschrittmacherträger in einem Restaurant zusammengebrochen sei, weil in seiner Nähe ein Mikrowellenherd angeschaltet wurde. Neben anderen potenziellen Störquellen aufgrund elektromagnetischer Strahlung werden Personen mit einem Herzschrittmacher vor allem vor diesem neuen Küchengerät gewarnt.

## Vor 100 Jahren

### Insulin

Frederick Banting und Charles Best gelangen vom 7. bis 14. August die entscheidenden Schritte zur Isolierung von Insulin aus den Bauchspeicheldrüsen von Säugetierföten. Zunächst bezeichnen sie die Substanz ebenfalls nach ihrer Quelle, den Inselzellen des Pankreas, als Isletin, doch in der Folge setzt sich die ältere Bezeichnung Insulin durch. Banting wird 1923 gemeinsam mit dem Physiologen John MacLeod mit dem Nobelpreis ausgezeichnet, während Best leer ausgeht. Die Preisträger Banting und MacLeod geben die Hälfte ihres Preisgeldes an Best und den ebenfalls beteiligten Biochemiker James Bertram Collip ab.

RBO ▲